

Pascal Kosig

Wenn ein Königreich zerfällt

Er ist Ende dreißig, Wahlberliner, und für das Geld in seinen Taschen und die Designerkleidung muss er nicht arbeiten. Das Leben könnte leicht sein. Wäre da nicht die Angst. Eine Angst vor Nähe, die seine 18-monatige Beziehung zum persönlichen Rekord in Sachen Intimität erhebt. Angst vor den Menschen im Allgemeinen, die jede Bahnfahrt zum potenziellen Nahtoderlebnis geraten lässt. Dagegen führt er Drogen und Medikamente, Zynismus und unverbindlichen Sex ins Feld. Seine Umgebung hält er auf Distanz, mit klug-negativer Weltsicht, mit Abwertung. Die anderen – sie sind wahlweise nützig oder heuchlerisch, zu meinungsintensiv oder stillos. Nach der Trennung von seiner Partnerin begibt er sich auf eine rastlose Tour durch die Republik, weg von ihr und der eigenen Existenz. Vordergründig, um Bekannte zu besuchen, rauscht er auf Tauchfahrt unterhalb des eigenen Bewusstseins an allen vorbei – unnahbar, hart im Urteil, selten nüchtern. Von einem, der auszog, sich selbst zu verlieren und die Verfolger zu verwirren. Und was ist eigentlich mit dem Wetter los?

Pascal Kosig, geboren 1989, lebt als Schriftsteller in Berlin. Zuletzt erschien die Kurzgeschichtensammlung „Der Ruf der Leere“ (2023). Auszüge einer früheren Fassung des vorliegenden Textes wurden u. a. in „Am Erker“ und „erostepost“ veröffentlicht.

Pascal Kosig

WENN EIN KÖNIGREICH
ZERFÄLLT

Roman

KUUUK
Verlag
mit
3U

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek erfasst diesen Buchtitel in der
Deutschen Nationalbibliografie. Die bibliografischen Daten können
im Internet unter <https://dnb.de> abgerufen werden.

Alle Rechte vorbehalten. Insbesondere das der Übersetzung, des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk,
Fernsehen und Medien – auch einzelner Teile. Kein Teil des Wer-
kes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder
andere neuartige Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

HINWEIS: Deutsch ist überaus vielschichtig und komplex. Der
Verlag versucht, nach bestem Wissen und Gewissen alle Bücher
zu lekturieren und zu korrigieren. Oft gibt es allerdings mehre-
re erlaubte Schreibweisen parallel. Da will entschieden werden.
Zudem ergeben sich immer wieder Zweifelsfälle, wozu es oft
auch keine eindeutigen Antworten gibt. Schlussendlich haben
auch die Autorinnen und Autoren ureigene Sprachpräferenzen,
die sich dann bis in die Kommasetzung, Wortwahl und manche
Schreibung auswirken.

| Coverbild und Coverdesign © Pascal Kosig |
| Hauptschrift des Buches: Caslon |
| Lektorat: KUUK |

ISBN 978-3-96290-050-2

Erste Auflage März 2026
KUUK Verlag und Medien Klaus Jans
Königswinter bei Bonn
Printed in Europe (EU)

K|U|U|K – Der Verlag mit 3 U
Cäsariusstr. 91 A, 53639 Königswinter
www.kuuuk.com

Alle Rechte [Copyright] für diese Ausgabe
© KUUK Verlag | info@kuuk.com

Ober- und Unterkörper liegen da wie drapiert. Der Verkehr fließt zu beiden Seiten des Mittelstreifens dahin. Die umliegenden Restaurants sind gut besucht, Licht ergießt sich aus den Fenstern auf die Gehwege. Hinter den Scheiben kann ich Menschen erkennen, die sich unterhalten.

Aus dem unteren Ende des Oberkörpers schlängeln sich penisdicke, wulstige Knäuel heraus. Die Beine, wenige Zentimeter von den Schuhspitzen meiner *New Balance* entfernt, sind unnatürlich verdreht, der Genitalbereich zeigt Richtung Nachthimmel.

Das Flackern der Laterne ist subtil und ohne erkennbaren Rhythmus. Obwohl es eine klare Nacht ist, sind keine Sterne zu sehen. Der Unterleib steckt in einer abgetragenen Jeans, die sich vom Hosenbund aus nach unten dunkel verfärbt hat wie ein Batik-Shirt. Gras wächst im Gleisbett, es ist ebenso mit dunkler Farbe bespritzt wie der Schotter.

Ein Stück weiter in Fahrtrichtung steht die

leere Tram hell erleuchtet da, als müsse sie sich ausruhen. Alle Türen sind geöffnet. Auf der Anzeige am Bahnsteig steht *Wegen einer technischen Störung kommt es zu erheblichen Unregelmäßigkeiten im Betrieb.*

Der Tramfahrer redet aufgeregt auf sein Handy ein und zieht in kurzen Abständen an seiner Zigarette. Sein fatter Bauch hängt weit über den Gürtel und ich frage mich, wo man diese Polohemden bekommt, die an den Armen eng anliegen, aber genug Platz lassen für diese vulgäre Ausbeulung rund um die Körpermitte.

Der Fahrer sieht aus wie jemand, der in seiner Freizeit Fußballspiele besucht und eine Stammkneipe hat. Mein Blick sucht seine Unterarme ab, weil ich eine dieser klischeehaften Tätowierungen erwarte – die Namen der Kinder, ein schnörkeliges *Carpe Diem* – so was in der Art, aber da ist nichts.

Das Gesicht des abgetrennten Oberkörpers ist jung, jünger als meines und es ist im Gegensatz zum Rest des Körpers makellos sauber. Seine Gesichtszüge sind entspannt, nichts deutet auf Tod oder Verfall hin. Die geöffneten Lider geben Augen frei, die schnelles blaues Licht in meine Richtung verschießen; sie star-

ren mich an, was mich einigermaßen fertig macht, kein Blinzeln, *eyes on me*.

Ich wende mich ab und denke, wie einfach es einem diese Stadt macht, in ihr aufzugehen, und wie unnatürlich und *falsch* Augen sind, die nicht blinzeln.

Da mir kalt wird, schlage ich den Kragen meines Mantels hoch, auch wenn sich alles in mir dagegen sträubt, weil das seit Jahren *out of style* ist und maximal peinlich aussieht.

Mich wundert, dass ich von niemandem aufgefordert werde, zu verschwinden. Ich zünde mir eine Zigarette an, glotze auf den Körper, der mir vorkommt wie eine Requisite für ein Filmset, und frage mich, was das mit mir zu tun hat.

Es müssten doch längst irgendwelche Offiziellen hier auflaufen und sich darum kümmern, kommt es mir in den Sinn, während ich versuche, ein Kaugummi von meiner Schuhsohle zu entfernen. Ich scharre immer wieder mit dem Fuß über den Boden, aber es löst sich nicht und das macht mich halb irre, weil es sich anfühlt, als wäre ein Schuh höher als der andere.

Endlich schaffe ich es, das Kaugummi abzukratzen, und ich bin darüber mehr als nur

ein wenig erleichtert. Die Scheißaugen starren mich weiter an, mit so einer penetranten Aufforderung im Blick. Wer wohl in so einem Fall zuständig ist, überlege ich und stelle mir vor, wie zwei Polizisten ihre Hände in den Hosentaschen vergraben, während ein dritter kryptische Codes mit einem Funkgerät übermittelt. Oder die hinzugerufenen Sanitäter – verlegen stehen sie vor den Gleisen, die Posen mittelalter Männer am Strand eingenommen: Arme abwechselnd in die Hüften gestemmt oder vor der Brust verschränkt. Weil sie nicht weiterwissen, reden sie über ihre Kinder oder schimpfen ahnungslos auf die aktuelle Regierung. Einer der Sanitäter fragt, ob er den Defibrillator holen soll, und es wird kurz gelacht.

Sicher ist es nicht deren Job, die Teile einzusammeln. Wahrscheinlich kommt da ein Bestatter, und anschließend spritzt jemand von der Stadtreinigung die Gleise und das Gras und den Schotter mit einer dieser Hochdruck-Wasserpistolen ab und die Tram muss weiterrollen, vorbei mit der Pause, ewig weiter.

Der Tramfahrer ist verschwunden. Vor dem Restaurant küsst eine Frau einen Mann zum Abschied auf die Wange. Ich betrachte ein

letztes Mal den zweigeteilten Körper, vermeide es aber, in diese ultrablauen Augen zu sehen.

Als ich loslaufe zur nächsten U-Bahnstation, sind noch immer keine Blaulichter auszumachen.

Eine zurückgelassene Bierflasche kullert über den Boden. Sie folgt den Bewegungen des Wagens durch die Kurven und der dünne Faden, der aus ihrem Hals läuft, hinterlässt auf dem grauen Untergrund der U-Bahn ein Muster, das sich völlig dem Zufall unterwirft. Die Luft ist schwer und nicht zum Atmen gedacht.

Wir befinden uns zwischen zwei Stationen, eingeschlossen unter der Erde, und das ist üblicherweise der Moment, in dem mir übel wird und die Schwerkraft so rücksichtslos an meinen Knien, meinem Rückenmark, meiner Kopfhaut zieht, dass es mir schwindelt und mein Sichtfeld sich verengt. Ich schließe dann die Augen, obwohl es davon nur schlimmer wird.

Ich hasse die Öffentlichen. Zu viele Men-

schen. Zu wenig Raum für mich. Jede Fahrt ist wie ein minutenlanges Luftanhalten, bis ich meine Station erreiche. Aber nicht heute, heute bleibt es einigermaßen ruhig in mir, weil die Tavor eine wattierte Schutzhülle um mich herum erzeugt.

Da ich mir die Haltestellen auf dieser Linie nicht merken kann, blinzele ich zum Plan an der Decke. Noch drei Stopps. Trotz allem ist die Fahrt anstrengend. Trotz allem muss ich mich darauf konzentrieren, nicht auseinanderzufallen.

Ich sage mir, dass man sich auch mal quälen muss, glaube aber natürlich nicht an diesen Unsinn. Mein Ziel ist Joséphines Geburtstagsfeier.

Als ich endlich aussteige, bewege ich mich abseits des Stromes, der sich zielstrebig zur Rolltreppe wendet, nehme mir meinen Platz und lasse den Eiligen den Vortritt. Ich hasse meinen Körper dafür, dass er mir das immer wieder antut.

Anna hatte mal anklingen lassen, dass man diese *Zustände* gut behandeln könne, sich aber schnell kleinlaut gegeben, nachdem ich sie deswegen angefahren habe.

Wer sich in die Hände von Therapeuten be-
gibt, erklärte ich, ist nur noch ein YouTube-Vi-
deo davon entfernt, sich der Homöopathie, ei-
nem Voodoo-Priester oder dem Katholizismus
zu verschreiben. Ob ich dazu wirklich eine so
starke Meinung hatte – ich kann es nicht mehr
sagen.

Diese ganze Selbstbespiegelung sei eine
ernst zu nehmende Krankheit unserer Zeit,
schloss ich und lenkte das Gespräch auf ihre
Fehler hin, was immer ein guter Ausweg war.

Auf der nächsten Treppe, die ins Freie führt,
sitzt ein Bettler, der seine nackten Füße zeigt,
seine Schuhe hat er ordentlich neben sich ab-
gelegt. An keinem der Füße sind noch Zehen.
Das soll Mitleid generieren, macht mich aber
nur wütend, obwohl ich nicht sagen kann, wa-
rum eigentlich.

Ich erreiche die Adresse, die sie mir gegeben
hat, und zünde mir eine Zigarette an. Ich frie-
re. Das Haus ist ein Altbau in einer der mittler-
weile teuren Ecken von Kreuzberg. Nach der
Hälfte werfe ich die Zigarette weg.

Die Eingangstür ist nur angelehnt. Während
ich das gepflegte Treppenhaus hinaufstei-
ge und die Namen auf den Klingelschildern

überfliege, frage ich mich, wieso ich mir das antue. Eine Ansammlung von Menschen, die ich nicht kenne, und eine Gastgeberin, die ich zwei Mal gesehen habe.

Überhaupt: *Sozialleben*. Neuerdings kommen mir Zweifel, ob ich eins brauche oder ob ich es nur noch aus Gewohnheit bediene. Ob ich nicht ebenso gut einen Schlusstrich ziehen und für den Rest der Tage allein bleiben könnte. Ob mir etwas fehlen würde – mit niemandem reden und sich nur vor sich selbst erklären.

Joséphine begrüßt mich überschwänglich. Es ist klar, dass sie schon etwas getrunken hat, weil ihr Lächeln natürlicher wirkt als bei unserem letzten Treffen.

Ihre Zähne sind schneeweiß und bilden einen tollen Kontrast zu ihrer dunklen Haut. Küsschen links, rechts und eine lange Umarmung im Flur. Sie trägt ein schwarzes Kleid und eine schwarze Strumpfhose, ihr Körper fühlt sich zerbrechlich an in meinen Armen. Für zwei Sekunden spüre ich ihren Afro auf meinem Gesicht, ich möchte darin verschwinden.

Sie führt mich ins Wohnzimmer und da fällt

mir auf, dass ich überhaupt kein Geschenk mitgebracht habe. Joséphine kündigt mein Erscheinen so laut und groß an, als hätten alle nur auf mich gewartet. Köpfe drehen sich zu uns um, Augen starren mich an. Ich hasse diese Art der Aufmerksamkeit. Joséphine ruft etwas auf Französisch und ich hebe ungeschickt die Hand zum Gruß.

Irgendwer fragt, was ich trinken möchte. *Gerne ein Bier*, stammele ich, schüttele einige Hände und lasse mich auf dem Fußboden nieder, weil kein Platz mehr frei ist. Ich verschnaufe und hoffe, nicht angesprochen zu werden.

Joséphine erklärt mir noch, dass ihre Freunde extra für ihren Geburtstag aus Paris angereist seien und das doch wohl *Incredibly sweet* sei, *isn't it?* und dann ist sie weg und tänzelt durch den Raum.

Die meisten Gäste sitzen auf der Couch oder auf Stühlen, ein paar umringen Joséphine, nur ich und ein Pärchen neben mir müssen wie Haustiere auf dem Fußboden Platz nehmen. Ich imitiere ein heiteres Gesicht und kann nur erahnen, wie kläglich ich daran scheitere.

Joséphine liebt die Rolle der Gastgeberin.

WEITERE BÜCHER AUS DEM KUUK VERLAG MIT 3 U

Heidi Lehmann
BITTERSCHÖNES SCHICKSAL
ODER ALS MEINE MUTTER
SELTSAM WURDE
218 Seiten
ISBN 978-3-96290-001-4



Claus Küsters
SCHULE AUS
Romanartiger Bericht
256 Seiten
ISBN 978-3-96290-034-2



Manfred Haferburg
WOHN-HAFT
Roman, Vorwort von Wolf Biermann
440 Seiten
ISBN 978-3-96290-012-0



Alissa Carpentier
STARK-STURM
Fuerteventura-Roman, Hommage an
Camus, 402 Seiten
ISBN 978-3-939832-88-1

